

Werk

Titel: Gräfin Elise von Bernstorff, geborene Gräfin von Dernath

Jahr: 1896

Kollektion: Autobiographica

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN312429568

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429568>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429568>

LOG Id: LOG_0167

LOG Titel: 1820

LOG Typ: chapter

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN312429398

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429398>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429398>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

1820.

In die Zeit der Abwesenheit meines Mannes fällt für mich, am 5. März 1820, die Freude über die Ankunft meiner Mutter, die von nun an dauernd bei uns wohnte. Kaum kann ich ihr Entzücken über unsere Vereinigung beschreiben, ihre Freude an den Kindern, ihr Wohlgefallen an unserer schönen Wohnung. Alles gefiel ihr im höchsten Grade, Alles erschien ihr paradiesisch, und nie vergaß sie die einzig hübschen Blumen-ausstellungen zu preisen, die sie schon im Hereinfahren in die Stadt vor so vielen Häusern wahrgenommen hatte. Sie war wirklich ganz wonnetrunken, die liebe, noch so ganz jugendliche Mutter mein. Damals sagte ich ihr schon, daß sie geistig und leiblich jünger sei als ich. Trotz der etwas schwerfälligen Stärke ist sie dennoch gern in Bewegung, zu Fuß oder zu Wagen, gleichviel, wenn es gilt, Jemand aufzufuchen oder ein Ziel zu erreichen, welches ein Interesse für sie hat, mag es nun so weit hinausgesteckt sein, wie es will. Sehr Vieles interessirt sie, besonders Alles, was die Natur darbietet in schönen Gegenden, an freundlichen Punkten oder in Fülle von Grün und Blumen; auch wo sie sich in den Menschen verherrlicht, in den Gaben des Geistes und Herzens, da erregt sie meine Mutter in jugendlich lebendiger Theilnahme, und so ergözte sie die Reihe der Bekanntschaften, die ihr jetzt auch noch zutheil wurden. Schon der zweite Tag nach ihrer Ankunft war der hochgefeierte 7. März, der Geburtstag unserer Cousine Amerika. Am Vormittage wallfahrteten wir en famille zu dem Geburtstagshause hin, wo sich nach und nach die Freunde alle einfanden, um ihre Glückwünsche und größtentheils auch ihre Gaben darzubringen. Die unsere bestand aus einer corbeille de nuit, die aber kein Korb, sondern ein oktogoner Kasten war, zierlich mit weißem Moiree-Seidenzeug überzogen, das recht sauber in bunter Seide gestickt war. Meiner Mutter gefiel es in diesem so sonnigen, so freundlichen, so mit Blumen ausgeschmückten Hause sehr wohl, und sie freute sich an dem Gedanken, daß auch wir es zwei Jahre bewohnt und noch dazu eingerichtet hatten.

Diese Familie war für meine Mutter keine neue Bekanntschaft; unter denen aber, die sie an jenem Vormittage bei der Gratulationscour machte, zog sie am meisten die der Madame Theremin an, der Frau des Hofpredigers. Sie ist ihr seitdem ein immer lieberer Umgang

geworden, und so haben denn diese beide Frauen manch Stündchen zusammen verplaudert an solchen Vereinigungsabenden, wo wir Anderen uns tanzend oder spielend mit der Jugend vergnügten. An diesem Abende spielten wir aber nicht mit der Jugend, sondern ließen uns von ihr vorspielen, und sie machte ihre Sache so gut, daß es nicht nur für die Eltern, sondern auch wirklich für den ganzen versammelten Kreis wahrhaft ergötzlich war. Amerika nahm dieses kleine Festspiel, sowie immer Alles, was man an dem Tage ihr zu Ehren anstellte, mit inniger Freundlichkeit und wahrer Nührung auf und erschien mir dadurch besonders liebenswürdig.

Mir waren überhaupt Amerikas Umgang, ihre Schweftertreue und mütterliche Fürsorge für mich in heiteren und in trüben Tagen sehr viel werth und unendlich lieb für meine Kinder. Ich habe in ihrem Hause der geselligen Vergnügungen recht viele genossen, und meine Kinder fanden in ihm Alles, was sie an Umgang bedurften, Alles, was ich für sie wünschen konnte, und gerade so, wie ich es wünschte. Es war auch ein beständiger Verkehr zwischen unseren Häusern. Solange wir in der Behrenstraße wohnten, vereinigten wir uns alle Morgen zu den Thiergarten-Promenaden, und da war es denn hübsch mitanzusehen, wie die Jugend sich gruppirte, wie Luise und Henriette, Sophie und Hedwig unzertrennlich waren, wie Marianne, der Liebling Aller, bei jeder Partei ihr Plätzchen fand, wie Bechtold sich neckend und scherzend zwischen den Gruppen herumtrieb, und wie Thora und Klara, mit ihrem Freunde Arthur die Vorhut des Zuges bildend, in fröhlichen Sprüngen und munterem Hin- und Herlaufen sich den Weg verdoppelten. Es hatte des Schwagens und Erzählens zwischen diesen drei Kindern kein Ende, und immer sah man sie freundlich miteinander, nie durch einen Streit entzweit.

Von dem Tage an, da wir uns in dem neuen Hause eingerichtet hatten, wurde kaum mehr an Thiergarten-Promenaden gedacht; denn man fand sich viel freier und behaglicher in dem eigenen, im Winter so geschützten und im Sommer so schattigen Garten, wo sich zur bestimmten Stunde auch die Verwandten einfanden. Auch meine Mutter ließ sich diese Garten-Promenaden recht wohl gefallen, sowie Alles, was die neue Existenz ihr bot. Auch an dem Schauspiel fand sie große Freude; sie besuchte es jahrelang beinahe täglich, indem sie einen Platz in der

Voge des Grafen Brühl, des uns befreundeten Theaterintendanten, nahm. Daß sie die Kirchen mit noch größerer Lust besuchte, wird sich bei Jedem, der sie gekannt hat, von selbst verstehen.

Während ich in meiner Häuslichkeit und mit meinen Kindern beschäftigt war, oder meinen gesellschaftlichen Pflichten nachgehen mußte, blieb meiner Mutter, welche die große Welt verschmähte, viel Muße übrig. Diese wandte sie bald auf eine sie sehr befriedigende Weise an. Sie fand einige Häuser, wo sie in den Nachmittagsstunden äußerst willkommen war, andere, wo sie abends sehr gewünscht ward. Eine ihrer ersten und sie wohl am allermeisten anziehenden Bekanntschaften war die der Prinzess Wilhelm, dieser durch ihre Stellung wie durch ihren Charakter gleich erhabenen Fürstin, dieses Musters einer edlen deutschen Frau, die schon so manchen Helden, so manchen Dichter begeistert hatte, die im Kriege den Verwundeten wie eine helfende Göttin erschienen, die auch so manchem kranken Herzen eine Frau Minnetrost geworden war. Sie stand im Verkehr mit Menschen allen Alters und Standes, indem sie dennoch um des Prinzen, ihres Gemahls, willen seine stille eingezogene Lebensweise theilte; doch findet sie bei den tausend Beschäftigungen, die sie sich macht (denn sie malt und zeichnet, lernt Sprachen und schreibt Poesien ab), noch immer die Zeit, viele Menschen zu sprechen und für Alle, die sich in Noth oder schwierigen Verhältnissen befinden, einen Rath zu haben. Sie geht in ihre Angelegenheiten, die kleineren wie die größeren, ein und besitzt eine reine menschliche Theilnahme und eine Nächstenliebe, ein Interesse für die Menschheit und für jeden Einzelnen, wie ich es nie, ohne Ausnahme, bei irgend Jemand gefunden habe. Dabei wohnt ihr so viel Sinn für alles menschlich Schöne und Gute inne, daß sie es heraushebt, wo sie es findet, und sich in Verbindung setzt mit Allem, was ausgezeichnet ist. So korrespondirte sie schon früh mit allerlei hervorragenden Männern, jungen wie alten, und umgiebt sich mit deren Bildern. Die Welt hätte darin vielleicht einen Anlaß zu Kästereien gefunden; aber in Prinzess Wilhelms Schönheit lag, was ein Dichter den Engeln zuschreibt, „sie drang ins Herz, gebot den Sinnen aber Ehrfurcht“. Diese Schönheit hatte allen Angriffen der Zeit und des Grams (den sie durch die Flucht nach Preußen und auf dieser durch den Tod eines Kindes erduldet hatte) siegreich widerstanden; ihre hohe Gestalt war noch jugendlich schlank, wenn auch von einer

schönen Fülle; ihre Bewegungen waren etwas gemessen zwar, aber desto edler; ihr Lächeln erhellte den wehmüthig-ernsten Ausdruck ihrer regelmäßig-schönen Züge, und der Glanz ihres Blickes belebte die reine Blässe ihres edlen Angesichts. Ihre Erscheinung war nicht nur würdig, sie war königlich, sie schien sogar königlich stolz; desto lieblicher ward man bei näherer Bekanntschaft durch ihre wahre und große Demuth, ja durch eine beinahe kindliche Blödigkeit überrascht. Sie war in der Häuslichkeit ihres patriarchalischen Lebens, umringt von dem Hofstaate, stets einfach-elegant gekleidet, bei größeren Gelegenheiten aber malerisch-prachtvoll, wobei sie ihrem Geschmack mehr als der Mode folgte; da ihre Toilette dann aber oftmalen etwas phantastisch ausfiel, wollte man glauben, daß sie mit Prätension ausgedacht und mit viel Kunst ausgeführt worden sei. Doch darin that man der Prinzessin unrecht, die wenig Gedanken, noch weniger Mühe und fast gar keine Zeit an ihren Anzug wendete, ihr Haar z. B. immer selbst aufsteckte und in ganz natürlich leichten Locken ringelte, die bei jedem Wechsel der Mode immer gleich blieben. Der Klang ihrer sanften, leicht bedeckten Stimme ist angenehm, wenn er auch durch den süddeutschen Accent eine Beimischung erhält, die den Eindruck der ganzen Erscheinung etwas herabzieht, d. h. sie mehr nivellirt mit anderen guten Sterblichen. So steht sie denn vor Euch, nach dem Leben gezeichnet, und ihr gegenüber denke man sich meine Mutter, diese echt vornehme Frau, deren edle Züge noch durch die frischesten Farben belebt sind, durch den beständigen Wechsel der sich darin abspiegelnden Affekte; denn sie besitzt ein reiches Herz und hat sich eine Empfänglichkeit bewahrt, wie sie sonst nur die Jugend kennt; und diese Beiden schlossen einen Freundschaftsbund fürs Leben.

Ich wende mich nun zu Henriettens Einsegnung, die am 18. April 1820 stattfand, nachdem sie einige Tage vorher mit den übrigen Konfirmanden ein öffentliches Examen sehr gut bestanden hatte. Der vortreffliche Nicolai legte die ganze Würde und Heiligkeit seines Amtes in diese Feier, den ganzen Ernst der Religion in seine Ermahnungsreden und die volle Liebe eines christlichen Seelsorgers in den Segen, den er erteilte. Henriette, das liebe, fromme Mägdlein, war tief ergriffen, ihre Schwestern erschütterte und ich sehr bewegt, aber innerlich voll Lobes und Preisens. Es war ein Großes für mich, dieses erste Kind meiner Sorge und Pflege an diesem hochwichtigen Abschnitt ihres Lebens stehen,

sie als reine, fromme Jungfrau vor dem Altar knieen zu sehen, von dem sie einen Segen mit in ihr ferneres Leben nehmen sollte, der, das mußte ich gewiß, sie bis an ihr Ende begleiten würde.

Von Henriettens Einsegnung gehen meine Gedanken unwillkürlich über zu ihrer geliebten Freundin, der holden Prinzeß Elisa Radziwill, und zu der ganzen theuren Familie, die uns so lange Jahre hindurch die treuesten Nachbarn, die liebevollsten Freunde gewesen sind. Diese Familie griff nicht nur mit ihrer ganzen Existenz dermaßen in die unsere ein, sondern ihre Stellung in der Welt und gegen die Welt war auch so ganz eigenthümlich, daß ich mich auf alle Weise dazu berufen fühle, mehr davon zu erzählen. Bei Bernstorffs früherem Aufenthalt in Berlin, 1790 bis 1794, hatte er Prinzeß Luise von Preußen, noch unvermählt, in höchster Liebenswürdigkeit glänzen und die Honneurs bei ihren Eltern, Prinz und Prinzeß Ferdinand, machen sehen. Sie war damals schon die Seele aller geselligen Kreise, in denen sie erschien, und vollends in dem elterlichen Palais, wo weder der Prinz noch die Prinzeß sie bei der Unterhaltung ihrer Gäste zu unterstützen vermochten; denn Beide waren nur dürftig begabt. Die Prinzeß-Mutter habe ich noch in Berlin vorgefunden; ihre Einladungen waren gefürchtet von Allen. Bald darauf war von einer ebenbürtigen Heirath für Prinzeß Luise mit dem Erbprinzen von Dessau die Rede gewesen. Diese Partie hatte ihr aber wenig zugesagt, und das ermutigte später den Prinzen Anton Radziwill, den der alte Prinz Heinrich besonders protegirte, um sie zu werben. Er war der jüngere Sohn eines vornehmen und reichen polnischen Hauses; doch für die Vermählung sprachen weder politische Gründe noch äußere Vortheile, und Vielen blieb die Genehmigung des Königs räthselhaft; man fand die Heirath eine Mesalliance. Dem Fürsten ward kein höherer Rang beigelegt, wenn ihn auch die verwandtschaftlichen Verhältnisse der königlichen Familie, die seine Liebenswürdigkeit lebhaft anerkannte, natürlich viel näher brachten. Er kaufte ein schönes, wahrhaft fürstliches Palais, das Schulenburgsche in der Wilhelmstraße 77, gerade gegenüber dem Palais seiner Schwiegereltern Prinz und Prinzeß Ferdinand. Dieses gehört heute, 1837, dem Prinzen Karl.

Dieses Radziwill'sche Haus ward zu einem wahren Musensitz durch des Prinzen ausübende Talente für Dichtkunst, Musik und Zeichnen; es ward aber auch zum Tempel aller häuslichen Tugenden, und von ihm

aus strahlen nun schon beinahe ein halbes Jahrhundert lang die höchsten Vorbilder von weiblicher Tugend und mütterlicher Trefflichkeit, von Menschenliebe und Freundestreue.

Solange mein Mann nur Gesandter in Berlin war, mußte die Prinzess sich gegen uns mit der Etiquette verschanzen, die damals mit derselben Strenge gegen Gesandte beobachtet wurde, die Friedrich II. eingeführt und die ursprünglich nur eine sehr billige Nothwehr gegen mehrfach erfahrene Indiskretionen dieser Herren war.

Die Prinzess hatte in der Audienz meinen Mann wie einen alten lieben Bekannten empfangen und behandelte ihn als solchen, wo sie ihm begegnete; sie bedauerte auch sehr lebhaft, nur mich allein zu ihren allerliebsten Abendzirkeln einladen zu dürfen. Da fand ich denn im originellsten Gewirr königliche Hoheiten, Gelehrte, Künstler in Kreisen vermischt, deren ausgleichendes, ordnendes und belebendes Prinzip die Prinzess war und blieb. Zuweilen fand ich die Liedertafel da, die unser Souper mit ihren Gesangsweisen erheiterte, nachdem wir vorher in dem wunderschönen, oftmals erleuchteten Garten nach Lust umhergewandelt waren und auf dem freundlichen Perron gegessen hatten. Eine Stelle dieses Gartens jedoch blieb stets dunkel und ward immer vermieden. Hohe Bäume deckten da das Grab der ältesten Tochter des Hauses, die als ein Kind von vier oder fünf Jahren in ihrer großen Lebhaftigkeit dem gerade eintretenden Kammerdiener die Theemaschine aus den Händen gestoßen hatte und einige Wochen nachher an den Brandwunden gestorben war. Die Schwestern Elisa und die kleine Wanda hatten äußerlich diese Lebhaftigkeit nicht, sondern vielmehr eine höchst anziehende Ruhe, die indes nur bei Wanda durch ihr innerstes Wesen zog. Elisas Schicksal dagegen beweist genügend, daß bei ihr die gelassene, stille Weise nur äußerlich war; aber eben diese Vereinigung von äußerer Ruhe und innerem Feuer gab ihrem ganzen Wesen den Zauber, dem Niemand, Niemand widerstand, wes Alters oder Standes er auch war.

Die Kinder waren alle gut, liebenswürdig und besonders wohl-erzogen; auch theilte die Mutter ihren Einfluß auf sie und ihre Ausbildung weder mit einem Erzieher noch mit einer Gouvernante. Eine Bonne und eine treue Seele von Unterlehrer (der noch in dem Hause lebende Herr Kubisch) mußten ihr die Kinder abnehmen, wenn Hof- oder Gesellschaftspflichten sie von ihnen trennte. Das war aber nur

selten der Fall; denn kaum sah man die Mutter anders als von ihren Kindern umringt. Der Unterricht bei den verschiedenen Lehrern ward meistentheils in den entgegengesetzten Ecken eines Saales gegeben, in dessen Mitte die Prinzess selbst, oft auch der Prinz, beschäftigt waren; er mit Zeichnen, Malen oder Musiksetzen, sie, die Prinzess, am häufigsten mit Schreiben. Ihre Korrespondenz war und blieb darum so unbegrenzt, weil sie mit beispielloser Treue all ihren Freunden, ja sogar ihren Bekannten aus den verschiedenen Ständen Nachricht von Allem gab, was sie interessiren konnte. Diese fleißige Fürstin trieb ebenfalls die schönen Künste und war emsig in Handarbeiten und Anfertigen von sehr geschmackvollen Stickereien; sie malte auch und that sich in allerlei Kunstfertigkeiten hervor.

Zu den Spazierfahrten hatte sie einen eigenen großen Familienwagen, der alle ihre Kinder und die zwei Pflegekinder aufnahm. Diese Beiden, Blanche und Louis v. Wildenbruch, waren Kinder des berühmten Prinzen Louis Ferdinand, welche die Tante wie die eigenen erzog und liebte. Blanche, ein schönes, wohl auch recht gutes, aber eitles Mädchen, heirathete später einen Herrn v. Roeder, und Louis v. Wildenbruch vermählte sich im Sommer 1837 mit Fräulein v. Langen (Hofdame der Prinzessin). Ein Vermächtniß der Prinzessin machte die von ihr begünstigte Heirath möglich und wies Beiden eine Wohnung in dem Palais an; dieses glich einer Arche Noah, es nahm immer Heimathlose auf, schien sich auch stets elastisch zu erweitern.

Im Frühjahr 1818 erlebte ich daselbst die erste Vorstellung des durch den Fürsten in Musik gesetzten Faust. Die Musik ward von dem besten Orchester aufgeführt, die Arien wurden von den Theater-sängern und -sängerinnen hinter dem Vorhang gesungen, und die Dialoge, zum Theil unter Musikbegleitung, gesprochen von der Stieh, dem Grafen Voß, dem Schauspieler Wolff und dem Herzog Karl von Mecklenburg, der seine Sache vortrefflich machte, so daß das Ganze ein wahres Meisterwerk bildete und eine einzig originelle und interessante Vorstellung abgab.

Im Frühling 1820 wurde ich mit meiner kurz vorher angekommenen Mutter nach Monbijou geladen, wo dieselbe Vorstellung in größerem Maßstabe wiederholt werden sollte. Herzog Karl, der Wirth, empfing meine Mutter mit vielen schönen Redensarten und klagte seinen Unstern

an, der es wolle, daß er, sich ihr zum ersten Mal im Leben zeigend, gleich in der Rolle des Mephistopheles erscheinen müsse. Sie war dann aber auch gerade auf sein Spiel äußerst gespannt. Wie sie zuerst den sprechenden Pudel gewahrt, ruft sie in der Zerstreuung, zum größten Gaudium des Kronprinzen, ganz laut aus: „Ei, seht den Mephistopheles!“

Beiläufig sei hier der Berliner Witz erzählt, der sich noch an demselben Abend an mehreren Straßenecken angeschlagen fand:

„Als Mensch, als Fürst, als Feldherr schofel,
Vortrefflich nur als Mephistophel.“

Wenn wir es auch feiner ausdrückten, dachten, sprachen wir doch Alle nicht viel besser von diesem Fürsten, dessen Sterbebett im Sommer 1837 jedoch so sehr erbaulich gewesen ist. Eine Lehre mehr für uns, nie hart über den Nebenmenschen zu urtheilen.

Diese Aufführung des Faust gab dem Publikum ein Aergerniß, und doch war sie wahrhaft schön; die Musik war nicht nur äußerst erhebend, sondern auch die Auswahl der Textstellen sehr vortrefflich, gereinigt von Allem, woran das Zartgefühl sich hätte stoßen können, auch von jedem der Betheiligten trefflich gesprochen.

Zu Ostern, am 28. März 1820, wurde die holdselige Elisa eingesegnet. Diese heilige Feier erhielt für Elisa eine doppelte Bedeutung; denn nicht nur war sie für ihr dem Christenthum so ganz zugewandtes Herz unendlich wichtig, sondern sie schien auch dadurch den Anfang einer neuen Epoche in ihrem Schicksal bezeichnen zu sollen, daß sie auf des Königs ausdrücklichen Befehl in der Schloßkapelle vollzogen ward, wo einer längst eingeführten Hofetiquette nach nur Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses eingesegnet werden dürfen. Diese Ausnahme konnte, so schien es, nur ihren Ursprung in des Königs großer Vorliebe für Elisa haben und seine Absicht andeuten, sie aus ihrer Sphäre zu sich als seine Schwiegertochter zu erheben. Doch nur die erste Voraussetzung war begründet, die zweite dagegen zu voreilig. Der König war, wie es später nur zu deutlich sich offenbarte, der Einzige seiner Familie und seines Hofes, dem die Liebe seines zweiten Sohnes zu Elisa ein Geheimniß hatte bleiben können.

Alle Freunde und näheren Bekannten des Radziwill'schen Hauses waren zum Zusehen eingeladen, so auch ich mit Henriette; diese war

Elisa bis dahin fremd geblieben, aber sie hatte schon lange gewünscht, sie kennen zu lernen, und mich oft nach ihr ausgefragt. Nach der Ceremonie umarmte zuerst der König die so feierlich in den Bund der Kirche aufgenommene Elisa; dann drängten ihre Eltern und das ganze königliche Haus sich an diesen ihren Liebling heran und führten sie in feierlichem Zuge in die Gemächer des Hofes zurück. Doch an der Thür der Kapelle bemerkt sie im Vorbeigehen Henriette an meiner Seite, verläßt die Gruppe der sie umringenden Fürstlichkeiten, fliegt auf Henriette wie auf eine längst Gesuchte und Gefundene zu. „Ach! das ist ja meine Henriette!“ ruft sie und schlingt ihre beiden Arme um den Hals der also Erkannten, und von diesem Augenblicke an war der Freundschaftsbund fürs Leben geschlossen.

Die Nachbarschaft unserer Häuser und unserer Gärten war diese glücklichen Jahre hindurch vom Frühjahr 1820 an bis in den Sommer 1822 eine Quelle immer sich erneuernder Freude für meine Kinder. Es wurden Treppen über die Gartenmauer hinüber gebaut, die eine häufig benutzte Verbindung für die Jugend abgaben, und auch ich bin manchmal da hinübergeschlüpft. Die Prinzess pflegte, wenn sie uns Alle in unserem Garten wußte, oftmals oben auf der Mauer zu erscheinen, wo sich dann Alles, Alt und Jung, die Stufen hinauf gruppirt. Ich erinnere mich, daß ein unserem Kreise ziemlich Fremder (der Autor des später erschienenen Caragol, nämlich Premierlieutenant Vic) eine solche Scene am 3. Juni 1822 mit ansah und besang. Dieser Tag, Marie Clausewitzens Geburtstag, unseres alljährlich wiederkehrenden Cyanenfestes hatte auch die ganze Theilnahme der Radziwills erregt, die mit Clausewitzens von frühester Zeit an in der freundschaftlichsten Verbindung standen.

Der liebe Gneisenau benutzte in diesem Frühsommer einige ungewöhnlich schöne Tage dazu, unsere Familien im Freien um sich zu versammeln und ihnen eins der ländlichen Feste zu geben, die ihn immer so sehr erfreuen. Das erste der Art war schon im vorigen Sommer ein Dejeuner auf der Pfaueninsel gewesen. Wenn auch allem Eßbaren der Zugang zu dieser Insel verboten und das Publikum genöthigt ist, sie mit hungrigem Magen zu verlassen, so öffneten sich doch diesem Manne alle Zugänge, und wir haben oft einen großen Gewinn daraus gezogen, daß für ihn und für seine Wünsche Ausnahmen aller

Art gestattet waren. Auf einer kleinen beschatteten Anhöhe in der Nähe des Gärtnerhauses, wo die Fähre anlegt, ruhten wir nach vielen Wanderungen auf diesem schönen Eilande aus und genossen dankbar die Erquickungen, für die unser lieber Wirth so reichlich gesorgt hatte. Ein großer Vogel, wohl eine ausländische Art von Reiher, wollte das delikate Frühstück mit uns theilen und machte mir mit seinem langen Schnabel hange.

Der edle Freund wird unsere Schritte noch öfter nach dieser Seite lenken; doch in diesem Frühjahr 1820 gab er ihnen zweimal die Richtung nach Südost, am 15. April und am 20. Mai. Bei dem ersten Ausfluge begleiteten uns die lieben Amerikas. Die zahlreiche Gesellschaft, zu der diesmal nicht nur unsere gegenseitigen Familien und die Clausenwizens, sondern vor Allem die theueren Madziwills gehörten, schiffte sich an der Waisenhausbrücke in großen, geschmückten Booten ein und zog, von Musik begleitet, die dort seeartig breite Spree hinauf bis nach Stralau. Dieses Dorf ist sehr freundlich und ländlich, dem schon städtischen, aber auch hübschen Treptow gegenüber gelegen, und besonders ist die romantische Einsamkeit der etwas entfernten Kirche sehr anziehend. Am 20. Mai ward diese Partie in erweiterter Gesellschaft wiederholt. Die zahlreiche Jugend vergnügte sich und uns Zusehende mit munteren Spielen unter den hohen Bäumen. Ich erinnere mich unter Anderem der allerliebsten Brühl'schen Knaben, deren wildem Umhertummeln der bange Blick ihrer Mutter unablässig folgte. Dann erwähne ich noch der herrlichen Rückfahrt. Der Widerschein des Mondes lag glänzend und rein auf dem Wasserspiegel der Spree, ein leiser Nachtwind kräuselte ihre kleinen Wellen. Alles um uns her, die Erde, der Himmel, der Fluß, Alles war so schön und so still. Feierlich rauschte es in den Gipfeln der hohen Bäume, an denen wir dann und wann vorbeischifften. Die Gesellschaft war nach und nach verstummt, der Gesang der Jenny Brühl und Fannys rührendes Schleswiger Lied waren verklungen. Das Boot mit der Musik war etwas zurückgeblieben, so daß der verlorene Nachhall dieser fernen Töne fast geisterhaft zu uns drang.

Solche nächtlichen Stunden haben etwas eigenthümlich Erhebendes für mich; es ist mir, als müßte ich mich aus dieser engen Welt, von diesem beschränkten Leben hinweg zu den Sternen aufschwingen. Vor

der Unermeßlichkeit des Nachthimmels kann nur der Wunsch, kann nur die Sehnsucht laut werden, einer schöneren Welt anzugehören. Die Wünsche der Erde falteten sich wie die Blumen in der Nacht zusammen; aber die größeren für die Ewigkeit ziehen klar hinauf mit dem unveränderlichen Leuchten des Firmaments.

Sechs Tage später folgten wir einer abermaligen Einladung von Gneifenau nach Potsdam.

Es mochte ihm ebenso viel Freude geben, sich auf den schönsten Punkten von Berlins Umgebung von seinen Freunden und der ihm sehr lieben Jugend umringt zu sehen, wie er sich in seinem Hause einsam fühlte. Zum 10. Juli erwartete er seinen Schwiegersohn Scharnhorst mit der allerliebsten Agnes; bis dahin aber fand er sich seiner schweigsamen Tochter Ottilie und deren allzu redseliger Gouvernante allein gegenüber. Gar drollig antwortete er uns in der Zeit einmal, als wir uns nach dem Wohlbefinden seines Papageis erkundigten: „Dem geht's sehr wohl; er genießt eine zweifache Erziehung, denn von meiner Ottilie lernt er schweigen und von ihrer Gruner schwagen.“

Um in Potsdam Alles in Augenschein zu nehmen, was man sich vorgefetzt hatte, mußte sehr früh am Morgen ausgefahren werden. Dennoch versammelte sich die Gesellschaft vorher bei mir und vertheilte sich nach eines Jeden Neigung in den verschiedenen Wagen. Am Neuen Palais hielten diese an, und während alle Uebrigen dessen Säle durchstreiften, lagerte ich mich mit meiner guten Begründung auf dem Rasen; denn uns waren alle Herrlichkeiten dieses Schlosses noch in zu frischem Andenken, hatten wir es doch vor zehn Monaten aufs Genaueste in Augenschein genommen. Von da zog die Karawane nach Sanssouci, dessen Besichtigung ich mich nicht entzog, weil mir diese Räume von gemüthlicher Bedeutung waren. Wir speisten im Grünen Hause am Heiligen See.

Nach der Rückkehr meines Mannes, am 11. Juni 1820, wurde in sehr heiterer Stimmung noch eine Partie nach der Pfaueninsel unternommen. Von da ging's nach der Friedrich-Wilhelms-Brücke, wo unser lieber Feldmarschall Gneifenau für ein treffliches Mittagessen gesorgt hatte. Der Kaffee wurde auf der Terrasse servirt, von der wir eine wahrhaft romantische Aussicht hatten. Während wir uns daran ergözten, tummelten sich die Kinder den Abhang hinab und herauf und

hatten tausend Spaß daran, auf einer zertrümmerten Bank mit Vater Gneisenau Wippen zu spielen. Mitten in dieser Munterkeit hören wir einen Zug rasch fahrender Wagen von Potsdam herankommen; wir vermuthen, daß es die königliche Familie ist, fliegen an das Gitter und stehen da nun, wir große Leute zwischen den Kleinen! Wir ernten viel verwunderte Grüße ein und haben unseren Spaß an Prinz Wilhelms tiefem Schlaf. Warum, möchte ich fragen, reizt der Anblick eines Schlafenden zu ungebührlicher Stunde immer so unwiderstehlich zum Lachen?

Von einer viel einfacher angelegten und wieder so großen Naturgenuß bietenden, noch von so stürmischer Munterkeit begleiteten Landpartie ist mir eine in ihrer Art ebenso liebe Erinnerung geblieben. Es war dies jene Fahrt, die wir, d. h. meine Mutter und ich, unsere Kinder und der liebe Verwandte Ferdinand Stolberg, im Laufe des Mai unternahmen. Ich hatte Ferdinand Stolberg zwar immer sehr gern, aber nur selten gesehen, weil ihn ein kranker Fuß lange an sein Bett und Zimmer gefesselt hatte. Doch waren schriftliche Mittheilungen zwischen uns hin und her gegangen, namentlich über den uns Beide so schmerzlich ergreifenden Verlust seines Bruders Konstantin (gestorben 1817). Diese seine Zettelkorrespondenz und die später nachfolgenden Briefe bewahre ich als Muster eines steifen, alterthümlichen Stils, der aber dennoch große Herzlichkeit und lebendige Theilnahme ausdrückt. Um jedoch nicht ganz von dieser Fahrt abzukommen, die uns nach Charlottenburg führte, hier noch Einiges von seiner Freude an der Umwandlung und Vergrößerung der dortigen Anlagen, die er früher in einer beschränkten und mehr antiken Form gefannt hatte. Wir durchstreiften sie die Kreuz und Quer und ließen keinen Punkt unbefucht, ruhten aber ganz behaglich auf mancher der hübsch angebrachten Bänke, während das Kindervölkchen, das sich bei solchen Gelegenheiten einer ungebundenen Fröhlichkeit hingab, uns umhüpfte. Erwähnte ich seiner formenreichen und doch so herzlichen Briefe, so kann ich nicht umhin, mich hier desselben Kontrastes zu erinnern, der durch sein ganzes Wesen zog, ihm aber in meinen Augen etwas eigenthümlich Liebenswürdiges gab. Er erschien mir als Typus eines Edelmannes von gutem alten Schrot und Korn, ein echter Stolberg, echt den Gefinnungen, dem Herzen, der Einfalt und Biederkeit nach; echt auch im Aeußeren, denn

er glich, wie meine Mutter, seinem seligen Schwiegervater. In diesen Beiden stellt sich die theuere Aehnlichkeit ganz deutlich dar, und auch der Stolberg'sche Charakter begegnet sich in Beiden. Diese Aehnlichkeit fiel auch dem Fremdesten auf bei der einzigen Gelegenheit, wo Beide zusammen in einer großen Gesellschaft auftraten. Es war dies bei der Gratulationscour am Geburtstage Ihrer Königlichen Hoheit unserer lieben Frau Nachbarin, am 24. Mai 1820. Wir hatten ihn eingeladen, vorher sich ein Stündchen mit uns in unserem schattenreichen Garten zu erfrischen. Da aber neckten uns die Mücken sehr, und eine hinterließ böse Spuren auf der seidenen Chausseure des Johanniter-Ritters. Doch was war dabei zu thun? Die zwölfte Stunde, in der man dort erwartet wurde, schlug, und mein lieber, etwas pedantisch ordentlicher, reinlicher Vetter mußte *bonne mine à mauvais jeu* machen und geleitete uns gar ritterlich hinüber. Ferdinand war, wie sein Bruder, Ritter des Johanniter-Ordens; doch weil er ihn noch aus früheren Zeiten hatte, wollte er sich nicht zu der jetzt eingeführten Uniform bequemen, sondern trug nach wie vor die alte, ganz in Vergessenheit gerathene. Der glückwünschende Kreis war wieder ebenso bunt zusammengesetzt, wie ich das schon früher geschildert habe, so auch die mancherlei Gaben, welche die Tische schmückten und die von Vornehm und Gering, Groß und Klein dargebracht wurden. So wie aber inmitten dieser verschiedenartigen Gaben eine vom König geschenkte köstliche hohe Vase den glänzendsten Mittelpunkt abgab, ebenso bildete seine Majestät selbst das Centrum dieser gemischten Gesellschaft; und eben weil sie so formlos bunt, aus so verschiedenen Ständen und Altern zusammengesetzt war, war unser Monarch gern in ihrer Mitte, obgleich er sonst sehr scheu ist und nicht vertragen kann, wenn zu auffallend ein Kreis um ihn gezogen und er genöthigt wird, den König zu spielen.

Wenige Tage darauf sollte der treffliche Ferdinand Stolberg heimkehren, und gewiß eilte sein Herz schon der Heimath entgegen, wo seine herrliche Maria-Agnes seiner harnte, wo seinem zahlreichen Kinderkreis der Vater fehlte, und wo auch die alten, ehrwürdigen Eltern ihn nur ungern entbehrten. Oft und viel erzählte er uns von diesem schönen Familienkreise. So verflogen uns die Stunden des Beisammenseins sehr schnell, und wir sahen mit innigem Bedauern die letzte herankommen, die auch Freund Nicolovius mit uns verlebte. Ein solches letztes Sehen

nach einer an Erinnerungen reichen Zeit, vor einem Abschied auf unbestimmt lange Trennung möchte ich eine Feier nennen, worin eine heitere Vergangenheit mit der wehmüthigen Gegenwart sich verschmilzt, und wo das Bewußtsein des Gewonnenen den Schmerz des zu Verlierenden überwiegt. Beim Scheiden reichten sich die beiden Freunde die Hände, und Ferdinand stimmte in des älteren Freundes Ausruf ein: „Immer so und ewig so.“

Nun hat mich der Faden meiner Erzählung schon wieder zu weit geführt; ich bin schon in die letzten Tage des Mai hineingekommen und habe noch nicht über die Feier des 9., meiner Mutter Geburtstag, berichtet. Hätte mir geahnt, daß Himmel und Erde die schönste Feier übernehmen würden, so hätte ich an keine andere gedacht. So aber war eine kleine Salonüberraschung vorbereitet, die nun zum Nachspiel einer schönen Gartenfeier ward. Wundervoll hatte sich dieser Garten, dessen Anpflanzungen damals von höchster Schönheit, nicht mehr zu niedrig, noch nicht zu hoch, waren, mit Blüthen geschmückt. Weißer, blauer und rother Flieder bildeten die herrlichsten Boskets, dazwischen der Goldregen und einige Büsche von köstlichem rothblühenden Weißdorn und der schöne grüne Rasen, auf dem die Spiele der Kinder sich gar hübsch ausnahmen. Als wir in das Haus zurückgekehrt waren, gestalteten diese Spiele sich auf meinen Wink kunstvoller. Thora war darauf angewiesen, in einen Harlekinsanzug, Klara in den einer Colombine hineinzuschlüpfen und sich hinter zwei Vorrichtungen, die grüne Boskets vorstellen sollten, zu verbergen, bis der Zauberer, die kleine, später mit einem goldenen Kettchen beschenkte Tochter des Tanzlehrers Lanchery, erschien und diese Büsche belebte. Noch sehe ich Klaras graziöse und Thoras drollige Sprünge vor meinem geistigen Auge, und ich freue mich, meinen kleinen Harlekin so munter zu sehen, da mir's doch eigentlich grausam vorkommt, daß ich sie trotz ihrer Verschämtheit darüber in ein Knabenkostüm gesteckt habe. Daß meine Mutter dies mit großer Liebe, daß sie die Feier im Garten mit großer Freude angenommen hatte, wird man sich nach dem früher Gesagten schon denken. Sie fühlte sich in dem kleinen Kreise von Freunden, die an dem Feste theilnahmen, sehr behaglich; wenn er aber auch viel größer und wenn viel Fremde zugegen gewesen wären, so würde sie das eben an diesem Tage nicht besonders genirt haben, und sie hätte ganz unbefangen sich als Königin

eines jeden, auch des glänzendsten Festes begrüßen lassen. Mit einer wahren Herzensdemuth und einer seltenen Unbefangenheit befand sie sich dennoch immer obenan und empfing überall Huldigungen, vom Hofe an, wo sie sich doch so rar machte, bis zu den schwarzen Herren und den strickenden Damen. Der Natur hatte sie ja auch, abgesehen von etwaigem Range in der Welt, hochgestellt durch das imposant = edle Wesen, womit sie sie begabt hatte. Sonderbar genug stand sie nicht nur erhaben über alles Gemeine, sondern auch über das Getreibe des täglichen Lebens da. Sie war immer beispieldlos fremd im praktischen Leben geblieben; sie kann, mag und will nichts mit den Nothwendigkeiten der Existenz zu schaffen haben; sie will keinen Groschen von einem Schilling unterscheiden, keine Schleife binden lernen.

Vom Juni bis Oktober 1820 hatten wir das Glück, den theueren Hausvater in unserer Mitte zu haben; dann entführte ihn abermals eine Kongressreise, und zwar zum Monarchenkongreß, der von Oktober bis Dezember in Troppau tagte, dann nach Laibach verlegt wurde und sich mit den Staatsveränderungen und kriegerischen Unruhen in Spanien, Portugal und Neapel beschäftigte. Je banger und bewegter mein Herz ob der langen Trennung war, desto liebevoller zogen die Verwandten in Berlin mich in ihre Kreise, und desto mehr suchten sie diese Kreise auf allerlei hübsche Weise zu beleben. So waren auch diese Zirkel einer heiteren Geselligkeit gerade jetzt besonders belebt durch den Zuwachs, der ihnen in der Person des vortrefflichen Septi Neuß*) geworden war. Als ich ihn zuerst auf einem Ball bei Mr. Rose, dem englischen Gesandten, unter den Gästen stehen sah, war er mir freilich nur durch seine Häßlichkeit aufgefallen. Doch wie bald vergaß man diesen Eindruck, wie verwischte er sich so ganz und gar, als ich die Herzensgüte und die seltene Liebenswürdigkeit dieses vortrefflichen jungen Mannes erkannte. Seit jenem Ball hatte ich ihn nicht wiedergesehen; er war zu Hause und auf Reisen gewesen und kam nun erst nach Berlin zu seinem Regiment zurück. Er war als Graf geschieden und kam als Fürst wieder; ich glaube aber, daß ihm diese Rangserhöhung der Familie bei verhältnißmäßig geringem Vermögen recht unlieb war. Wenn er

*) Heinrich LXX. (geb. 1793), Sohn des Grafen (seit 1817 Fürsten) Heinrich XLIV. (geb. 1753) in Stonsdorf und seiner zweiten Gemahlin Auguste Freiin Kiebesel zu Eisenbach († 1805).

auch seinem Dienst treu und mit besonderem Eifer nachlebte, so blieb ihm dennoch viel Zeit übrig, die er vorzugsweise in dem Hause seiner Tante Amerika (der Schwester seiner 1805 gestorbenen Mutter) zubrachte, ob er gleich überall gesucht und gewünscht ward. Seine geselligen Gaben waren darum so einzig in ihrer Art, weil sie sich für Jung und Alt gleich erfreulich bewiesen. Mit den Aelteren unterhielt er sich aufs Lebhafteste, die Jüngeren wußte er immer auf eine allerliebste Weise zu beschäftigen und in Bewegung zu setzen. Gerade in diesen Tagen des trüben November war es, wo er zuerst die Spiele auf sinnvolle Darstellungen hinleitete, die im ersten Entstehen zwar noch recht unvollkommen ausfielen, sich aber von einem Mal zum anderen verbesserten. Und das Alles leitete er mit solch liebenswürdiger Heiterkeit ein, machte alle größeren und kleineren Einrichtungen dazu selbst mit so viel Geschick und Einsicht, bewies dabei so viel Talent, eine so unermüdlische Geduld, daß es wirklich eine Freude war, sein Thun und Treiben zu beobachten. Und warum that er das Alles? Viel weniger um sich zu amüsiren, als aus reinem Wohlwollen, nur zur Erheiterung seiner Umgebung.

Am 16. Dezember ward mir die Gunst des Schicksals zutheil, die Großfürstin (Prinzess Charlotte) wiederzusehen, die mich schon vor drei Jahren durch ihre Persönlichkeit so angezogen hatte, und die damals in dem Augenblicke ihrer Losreißung vom Vater und vom Vaterlande meine lebhafteste Theilnahme gewonnen hatte. Seitdem war ihr Vaterland auch das meine geworden, und ich wetteiferte mit meinen neuen Landsleuten im Empfinden und Bezeigen des freudigsten Willkommens. Die Liebe und der Jubel des Volkes hatten sie von der Grenze bis nach Berlin geleitet; wo sie sich zeigte, ertönte er von Neuem. Man huldigte der heimkehrenden Königstochter und mit ihr zugleich dem geliebten königlichen Vater und dem schönen Vorbilde von väterlicher und kindlicher Liebe, das Beide gaben! Die ganze Stadt feierte ein Fest des Wiedersehens, und die Aufregung der Freude legte sich lange nicht. Am 16. war es, wo die Großfürstin sich dem Theil des Publikums zuerst zeigte, welcher das Theater zu besuchen pflegt. Viele, die sich sonst dieser Gewohnheit nicht rühmen konnten, fanden sich an dem Abende ein. Die Künstler namentlich erinnere ich mich im Parterre, gerade unter der königlichen Loge, bemerkt zu haben, wie sie hinaufstarrten, um die Schönheit der Prinzess zu bewundern, die sich wirklich herrlich ent-

wickelt hatte. Die klassischen Züge hatten ihre Schärfe durch mehr gewonnene Fülle verloren, und die Gestalt war einzig schön. Ein scharlachrother, ganz mit Juwelen bedeckter Anzug hob diese Schönheit, und die Großfürstin ließ gegen uns scherzend ein Wort halber Entschuldigung fallen über ihre, wie sie es nannte, Knalltoilette. Graf Brühls Freundlichkeit hatte meiner Mutter und mir zu dieser interessanten Gelegenheit Plätze in seiner gesuchten Intendantenloge gegönnt; Clausenwizens begleiteten uns. Da diese Loge neben der königlichen lag, so stand uns nicht nur die freie Beobachtung der Glücklichen in jener Loge offen, sondern wir erhielten auch eine sehr freundliche Begrüßung von der Gefeierten, die mir nicht lebhaft genug die Freude über eine Begegnung mit meinem Manne auszudrücken wußte.

Der Wechsel des Jahres kam heran, und mit ihm schärfte sich der Trennungsschmerz von meinem Mann. Amerika wünschte die letzten Stunden des scheidenden Jahres mit uns zusammen zu verleben. Ihre Freundschaft ging mit ihrer Mutterliebe Hand in Hand; denn sie erfreute auch ihre Kinder, indem sie mir das vereinsamte Leben zu erheitern und mich sanft und linde über diesen Abschnitt hinwegzuleiten strebte. Unter allerlei Spielen und Pöffen, denen Septi immer, und vollends wenn sein Herz bewegt war, einen sinnigen, gemüthlichen Anstrich zu geben wußte, verstrich dieser Sylvesterabend. Ein Aufzug von großen und kleinen Menschen mit Janusgesichtern (sie hatten sich Masken an die Hinterköpfe gebunden und gingen rückwärts) belustigt mich bis zu Thränen. Aber auch Thränen der Nührung waren schon geflossen, als Septi mir ein ihm geliehenes Album wieder einhändigte und ich darin eine Abschrift gefunden hatte, deren Inhalt mich wunderbar bewegte. Es waren anmuthige Verse aus einer alten Chronik, die mir zu jeder Zeit lieblich, zu einer anderen aber doch nicht so rührend erschienen wären. Sie lauteten, wie folgt:

Wenn fromme Kindlein schlafen gehen,
An ihrem Bett zwei Engel stehen;
Die decken sie zu, die decken sie auf,
Die haben ein liebend Auge darauf.

Wenn aber auf die Kindlein stehen,
Die beiden Englein schlafen gehen;
Es reichet nun nicht mehr der Englein Macht,
Es nimmt der liebe Gott selber die Wacht.

Der liebe Schreiber dieser Verse selbst war dem Geiste und Herzen nach noch immer ein solches unschuldiges, frommes Kind, mit dem die Engel schon hienieden spielten, den der Herr aber zu lieb hatte, um ihn lange auf dieser argen Welt zu lassen! Eine Ahnung der Art zog damals schon durch meine Seele, und sie war es, glaube ich, die mir Alles, was er sagte und that, in einem ganz eigenthümlich rührenden Schimmer zeigte. Hat doch Gott mehrentheils schon ein heiliges Siegel der Berufung auf die Stirne derjenigen Seiner Auserwählten gedrückt, die Er früh zu Sich bescheidet. Unseren leiblichen Augen bleibt jedes Kennzeichen der Zukunft verborgen, und wenn auch dem geistigen Auge kein Verständniß darüber aufgeht, so fühlt das Herz dennoch eine ihm selbst unerklärliche Rührung im Umgang mit diesen Seelen, die nur halb noch der Erde angehören, wenn sie sich auch noch in frischer Fröhlichkeit auf ihr bewegen. Diese wahr sagende Stimme meines Innern täuschte mich auch hier nicht; denn das Jahr, welches wir mit dem Schläge Mitternacht, Glück wünschend und Segen erflehend, begrüßten, beschloß die Laufbahn des Freundes.



1821.

Im Januar 1821 traf uns die Todesnachricht des theuern alten Onkels Christian Stolberg in Windebye, die uns tief bewegte und die mein Herz im Gedanken an meinen fernen Mann doppelt empfand. Die Trauerkunde traf mich mitten in den Vorbereitungen zu den Vorstellungen, mit denen die Hofgesellschaft die Anwesenheit der Großfürstin verherrlichen wollte und in denen auch mir und Henrietten aktive Rollen zugebracht waren. Des beliebten englischen Dichters Moore poetische Behandlung der Kalla Kookh lieferte das Sujet zu diesem Festspiel, das in unübertrefflicher Vollkommenheit zur Ausführung kam. Nun glaubte ich dem Gefühl Gehör geben zu dürfen, das mir jedes öffentliche Auftreten in diesen ersten Tagen der Herzenstrauer unmöglich machte; aber